

Seraina Ruprecht: *Unter Freunden. Nähe und Distanz in sozialen Netzwerken der Spätantike*. München: C. H. Beck 2021 (Vestigia 74). VIII, 360 S. € 59.90. ISBN 978-3-406-77399-0.

In ihrer im Februar 2019 an der Universität Bern verteidigten und nun in der Reihe „Vestigia“ erschienenen Dissertationsschrift befasst sich Seraina Ruprecht mit „Nähe und Distanz in sozialen Netzwerken der Spätantike“. Damit bildet ein Forschungsgegenstand das Interesse Ruprechts, der in den vergangenen Jahren unter dem Oberbegriff der Historischen Netzwerkforschung einigen Zulauf erfahren hat.¹

Ruprecht teilt ihre Untersuchung neben Einleitung (S. 3–22) und Fazit (S. 297–305) in zwei Großkapitel auf, von denen das erste (S. 23–188) Libanius und das zweite (S. 189–296) die drei Kappadokier Basilius von Caesarea, Gregor von Nyssa und Gregor von Nazianz sowie Johannes Chrysostomus ins Auge fasst. Die Hauptkapitel folgen einem einheitlichen Aufbau. Auf eine kurze Vita folgt eine genauere Analyse der sozialen Stellung und Beziehungen der betrachteten Autoren. Daran knüpft sich eine Analyse der Begriffe *φιλία* und *ἀγάπη* bei diesen Autoren an. In den beiden jeweils folgenden Unterkapiteln werden dann die Kommunikation unter Anwesenden und die Kommunikation unter Abwesenden als zentrale Modi der Interaktion analysiert.

In ihrer Einleitung geht Ruprecht zunächst auf den Forschungsstand zu Freundschaften ein (S. 6–14). Sie macht dabei zwei Desiderate aus: Erstens sei die Forschung bisher vor allem an Freundschaftstheorien und nicht an sozialer Praxis interessiert gewesen (S. 13), und zweitens liege der Schwerpunkt auf dem Westen und der römischen *amicitia* (S. 13–14). Anschließend wendet sich die Autorin dem sozialen Konzept der Freundschaft zu (S. 14–19). Sie beleuchtet den Begriff der *φιλία* semantisch (S. 15) und fragt nach

1 Grundlegend zur Netzwerkforschung ist M. Düring/U. Eumann/M. Stark/L. von Keyserlingk (Hrsgg.): *Handbuch Historische Netzwerkforschung. Grundlagen und Anwendungen*. Berlin 2016 (Schriften des Kulturwissenschaftlichen Instituts Essen zur Methodenforschung 1). Für eine konkrete Anwendung im Bereich der Alten Geschichte s. S. Mratschek: *Der Briefwechsel des Paulinus von Nola. Kommunikation und soziale Kontakte zwischen christlichen Intellektuellen*, Göttingen 2002 (Hypomnemata 134) und M. Siedow: *Q. Aurelius Symmachus und die Netzwerke der spätrömischen Aristokratie. Soziale Netzwerkanalyse in der Alten Geschichte?* In: D. Bauerfeld/L. Clemens (Hrsgg.): *Gesellschaftliche Umbrüche und religiöse Netzwerke. Analysen von der Antike bis zur Gegenwart*. Bielefeld 2014, S. 13–43.

dem zeitgenössischen Verständnis von Freundschaft (S. 15–16). Daneben widmet sie sich der Frage, welche Akte der Kommunikation Freundschaft entstehen und erhalten ließen (S. 16). Ruprecht zufolge kam dem Brief eine entscheidende Rolle zu, da dieser Distanz überbrücken konnte (S. 16–17). Nähe wird von ihr dabei mit *φιλία* gleichgesetzt, während Distanz die Abwesenheit von Freundschaft markiert (S. 18). Zuletzt geht Ruprecht noch auf die Quellenlage ein. Sie sieht in einer Analyse der fünf ausgewählten Autoren die Möglichkeit für „eine repräsentative Erforschung von Freundschaft im Osten des Imperium Romanum“ (S. 19). Für Libanius konstatiert sie eine ausgesprochen gute Quellenlage, da mehr als 1500 seiner Briefe überliefert seien, wodurch mit Blick auf gleich vier christliche Autoren keine Unwucht entstehe (S. 20). Abschließend stellt sie noch kurz auf den Aufbau der Arbeit vor (S. 21–22).

Ruprecht widmet sich ausführlich der Person des Libanius („Libanius als Vertreter der paganen Elite“ S. 23–56). Sie gibt bündig und überzeugend sein Leben wieder (S. 23–27). Sodann widmet sie sich seiner sozialen Stellung (S. 27–37) und charakterisiert ihn treffend als Vertreter der Angehörigen der provinziellen Elite. Zu dieser Wertung gelangt sie durch genaueren Blick auf seine Familie, deren Mitglieder über mehrere Generationen zu den lokalen Honoratioren der Stadt Antiochia gehörten. Zu einem seiner Onkel mütterlicherseits, Phasganius, macht Ruprecht ein besonders enges Verhältnis des Libanius aus. Dass sich dieses kaum in den Quellen niedergeschlagen habe, erklärt Ruprecht damit, dass der Kontakt vor allem in Antiochia stattgefunden habe. Für sie steht aber dennoch fest: „Libanius und Phasganius verkehrten rege miteinander“ (S. 29, Anm. 37). Dies leitet sie daraus ab, dass Libanius beim Empfang eines Briefes des Anatolius neben Phasganius gesessen habe. Gleichwohl räumt sie ein, dass nur ein einziger Brief des Libanius an seinen Onkel erhalten ist. Dazu kommt die von Ruprecht selbst berichtete Tatsache, dass Libanius von 336 bis 353 für siebzehn Jahre nicht in Antiochia war (S. 24–25). In meinen Augen widerspricht sie sich hier also in gewisser Weise selbst, und mir scheint ein besonders enges Verhältnis zu Phasganius zwar möglich, aber nicht so wahrscheinlich, wie Ruprecht es sehen möchte.

Im anschließenden Unterkapitel befasst sich Ruprecht mit Libanius' Leben als Sophist (S. 37–45). Sie beleuchtet zunächst die Stellung von Sophisten zu seinen Lebzeiten sowie die sinkende Bedeutung der Rhetorik (37–41). Sodann geht sie auf seine Karriere ein, die in Antiochia begann und unter Kai-

ser Julian ihren Höhepunkt erreichte, mit dessen Ableben aber einen Knick bekam (S. 41–45). Daraufhin wendet sich Ruprecht den gesellschaftlichen Beziehungen des Libanius zu (S. 45–56). Dabei geht sie auf die soziale und geographische Herkunft der Kontakte (S. 45–47) sowie die Entstehung des Beziehungsnetzwerks (S. 46–50) und die Überlieferungslage (S. 50–56) ein. Völlig zu Recht stellt sie fest, dass ein Brief des Libanius zunächst nur einen versuchten Kontakt darstellt und wenig über die konkrete Beziehung zur angeschriebenen Person aussagt (S. 50). Ruprecht sieht außerdem durch die überlieferten Quellen, die sich vor allem aus Reden und Briefen zusammensetzen, mehrere Verzerrungen am Werk. In der Kommunikation mit Anwesenden sei vor allem auf die Hierarchie der Kommunizierenden zu achten (S. 51–52). Anders verhalte es sich bei der Kommunikation mit Abwesenden (S. 52–55). Ruprecht will hier keine aktive editorische Gestaltung der erhaltenen Briefsammlung durch Libanius erkennen und betrachtet daher die Briefe nur einzeln als Quelle, nicht aber als Sammlung (S. 55). Nach diesen quellenkritischen Ausführungen zieht Ruprecht ein Fazit zu Libanius als Quelle, indem sie den Autor als „bedeutendste nicht-christliche Quelle zur Erforschung von sozialen Netzwerken im griechischsprachigen Osten des Römischen Reiches“ (S. 55) bezeichnet.

Die *φιλία* bei Libanius bildet den Gegenstand des folgenden Kapitels („*Philia* bei Libanius“ S. 57–105). Zentral ist Ruprechts Feststellung, dass der Begriff zu den am häufigsten verwendeten im Werk des Autors zählt (S. 59). In einem ersten Unterkapitel geht sie dann auf den Zusammenhang von *φιλία* und *χάρις* ein (S. 60–74) und fragt nach der gegenseitigen Unterstützung von Freunden innerhalb des Beziehungsnetzwerks des Libanius. Ruprecht befasst sich mit dem Phänomen, dass die Unterstützung von Freunden als Pflicht angesehen wurde (S. 60–67), mit den hierbei geltenden Konventionen (S. 67–70) sowie dem Zusammenhang von *φιλία* und *δύναμις* (S. 70–74). Wichtige Erkenntnis ist hier, dass Ruprecht die Beziehungen nicht als Dyaden sieht, sondern anerkennt, dass Gefälligkeiten durchaus durch verschiedene an der Kommunikation beteiligte Personen geleistet werden konnten (S. 73). Eine Gegenleistung für einen erwiesenen Gefallen konnte daher sowohl durch die begünstigte Person erfolgen als auch durch den, der darum gebeten hatte und der nicht zwangsläufig dieselbe Person sein musste.

Sodann wendet sich Ruprecht dem Zusammenhang von *φιλία* und sozialem Status zu (S. 74–88). Dabei blickt sie auf den Umgang mit Rangunterschieden (S. 75–76) bei den Kommunizierenden. Durch Analyse eines Fallbei-

spiels (S. 76–83), die Kommunikation des Libanius mit Anatolius von Berytus, arbeitet Ruprecht heraus, dass Rangunterschiede durch formelhafte Kommunikation überbrückt worden seien. Kommunikation sei dann gescheitert, wenn diese formelhafte Kommunikation nicht eingehalten worden sei, wie es sich zwischen Libanius und Anatolius im Laufe der Korrespondenz gezeigt habe (S. 83). *Φιλία* sei daher eine Möglichkeit gewesen, die provinziellen und imperialen Eliten zu integrieren. Die hohe soziale Mobilität im Betrachtungszeitraum habe oftmals zu Wandlungen bestehender Freundschaftsverhältnisse geführt, nämlich dann, wenn sich der Rang der kommunizierenden Personen geändert habe (S. 83–85). Insgesamt waren *φιλία*-Beziehungen damit soziales Kapital, das sich auf mehrere Ebenen bezog, wodurch Libanius zum einen Bittsteller, zum anderen selbst Gunstgewährer werden konnte (S. 85–88).

Hinsichtlich der Bedeutung von Religion in Freundschaftsverhältnissen (S. 88–97) arbeitet Ruprecht überzeugend heraus, dass Freundschaftsbeziehungen für viele Zeitgenossen des Libanius und für diesen selbst über religiösen Differenzen gestanden hätten (S. 97).

Ruprecht kommt danach zur „Kommunikation unter Anwesenden“ (S. 106–144). Sie blickt zunächst auf die *salutatio* (S. 111–120). Nach einführenden Erläuterungen zu diesem Phänomen in Republik und Prinzipat betrachtet sie es in der Spätantike (S. 112–116) und hält fest, dass es im privaten Bereich im oströmischen Reich wohl keine Rolle spielte und kaiserliche Beamte eine Art Monopol auf die Durchführung einer *salutatio* besaßen (S. 113). Sodann wendet sie sich der Frage nach der Performanz von Nähe und Distanz (S. 116–120) zu. Anhand des *ordo salutationis commodorumque* von Thamugadi – einer Regelung von Audienzen und Gebühren des Statthalters der nordafrikanischen Stadt aus der Zeit Kaiser Julians – kommt sie zu dem Schluss, dass ein hoher Grad der Formalisierung vorherrschte, der den einzelnen lokalen kaiserlichen Beamten weniger Spielräume zugestand als in den vorherigen Zeiten. Gleichwohl seien die Regelungen durch private Besuche umgangen worden (S. 120).

Nach den *salutationes* behandelt Ruprecht Besuche. Diese waren ein Zeichen der Nähe und, blieben sie aus, ein Zeichen der Distanz – Hinweise, die für andere Personen sichtbar waren, rasch registriert und entsprechend interpretiert wurden (S. 124). Einladungen durch hochrangige Personen galten als Privileg und brachten dem Eingeladenen wiederum Prestige ein (S. 129). Die Gastmähler selbst boten Gelegenheit zum Knüpfen und Ausbauen von

Kontakten (S. 131). Neben diesen Gastmählern stellte der gemeinsame Gang ins Bad die wichtigste Form der persönlichen Interaktion dar, auf die Ruprecht im Folgenden näher eingeht (S. 131–137). Zunächst weist sie auf die Anzahl der privaten und öffentlichen Badeanlagen in Konstantinopel (acht *thermae* und 153 *balnea privatae*) und Rom (elf *thermae* und 853 *balnea privatae*) hin und leitet daraus den Bestand in Antiochia ab, für den sie Zahlen annimmt, die zwischen denjenigen in den beiden Metropolen liegen (S. 132–133). Baden markierte laut Ruprecht einen gewissen Grad an Nähe zwischen Personen (S. 135). Zuletzt blickt sie noch auf Begrüßungen im alltäglichen Kontext abseits der ritualisierten *salutationes* (S. 137–142). Sie weist mehrmals auf die schwierige Quellenlage hin, die eine Rekonstruktion der geläufigen Begrüßungsmodalitäten unmöglich mache, da solche Alltagshandlungen keinen Niederschlag in den Quellen gefunden hätten, sondern, wenn überhaupt, dann das von diesen abweichende Verhalten (S. 137 und S. 139). Als Zwischenfazit hält sie fest, dass es im städtischen Raum unmöglich gewesen sei, nicht zu kommunizieren (S. 142–144).

Nach der Kommunikation unter Anwesenden wendet sich Ruprecht der „Kommunikation mit Abwesenden“ (S. 144–188) zu. Sie geht von der These aus, dass Briefe in der Spätantike als Medien dienten, mit deren Hilfe die Verbindung zwischen zwei Personen sichtbar gemacht werden konnte. Damit war es möglich, sie innerhalb sozialer Interaktionen strategisch zu nutzen, um In- und Exklusion herzustellen (S. 146). In drei Unterkapiteln entwickelt Ruprecht diese These und untermauert sie. Sie beginnt mit dem „Brief als multimediale[r] und multifunktionale[r] Kommunikationsform“ (S. 147–155). Hier geht sie detailliert auf die innere und äußere Gestaltung von Briefen ein und klärt etwa die Frage des Schriftträgers sowie der Verschriftlichung durch den Absender selbst oder beauftragte Sklaven. Zu Recht weist sie darauf hin, dass in Quellenausgaben und bedingt durch die Überlieferung zahlreiche materielle Aspekte heute verloren sind (S. 147–149). Gleiches gelte für Ergänzungen zum Briefinhalt, die durch den Boten, der den Brief überbrachte, mündlich übermittelt wurden (S. 150–151). Anlass für das Verfassen eines Briefs war auch nicht die bloße Information. Vielmehr erfüllten Briefe mehrere Funktionen zugleich, nämlich eine literarisch-rhetorische, eine informative und eine soziale (S. 152–154). Anschließend wendet sich Ruprecht der „Sichtbarkeit und Inszenierung brieflicher Beziehungen“ (S. 156–170) zu. Sie analysiert hier zunächst die Sichtbarkeit der Überbringung eines Briefs durch Boten. Briefe seien sowohl in Privat-

häusern als auch auf öffentlichen Plätzen wie der Agora übergeben worden, wobei die Ankunft von Briefen in Städten Ereignischarakter besessen habe (S. 156–157). Briefe wurden daher laut Ruprecht auch oftmals weitergereicht oder vorgelesen (S. 158–159). Diese Handlungen dienten als Mittel, um im aristokratischen Konkurrenzkampf Prestige zu erwerben (S. 160–163), und das Vorlesen selbst sei Teil eines Ringens um Aufmerksamkeit gewesen (S. 163–164). Durch Weiterreichen und Vorlesen wurde der Inhalt des Briefs vielen Personen zugänglich, und sein Verfasser konnte trotz Abwesenheit in eine soziale Interaktion integriert werden (S. 164–170). Zuletzt nimmt Ruprecht dann noch die „Performanz von Nähe und Distanz über das Medium des Briefs“ (S. 170–188) in den Blick. Das Ausbleiben von Briefen interpretiert Ruprecht anhand des Beispiels des Libanius als Zeichen von Distanz. Als dieser bei Kaiser Theodosius wegen Hochverrats im Verdacht gestanden habe, seien keine Briefe von Freunden des Libanius am Hof verfasst und ihm zugeschickt worden. Diese hätten damit ihre Distanz ausgedrückt und das Briefeschreiben erst wieder aufgenommen, als Libanius vom Vorwurf freigesprochen worden sei. Briefe konnten damit laut Ruprecht nur als Medium für Freundschaften dienen, nicht aber als Mittel zu ihrer Aufkündigung oder der Kommunikation mit Feinden, da sie als Gattung dafür schlicht nicht vorgesehen gewesen seien (S. 170–176). Eine Ausnahme von dieser Feststellung macht Ruprecht mit Blick auf den offenen Brief aus. Als eines der wenigen Beispiele für diese Briefform analysiert sie im Folgenden einen Brief Julians an den römischen Senator Nilus Dionysius. Julian habe zu diesem Mittel gegriffen, um den Brief als Freundschaftssymbol zwischen ihm und Nilus zu entwerten und das Nichtbestehen der Freundschaft in der Öffentlichkeit deutlich zu machen (S. 176–179). Schließlich befasst sich die Autorin mit der Bedeutung affektiver Sprache im Brief. Sie kommt zu dem Schluss, dass besonders affektive Sprache kein Zeichen einer tiefen Freundschaft sei, sondern als ein Mittel zur Etablierung bisher nicht bestehender *φιλία* diene (S. 179–186). Die Erkenntnisse bezüglich der Kommunikation mit Abwesenden fasst Ruprecht in einem kurzen Zwischenfazit zusammen (S. 186–188).

Im zweiten Großkapitel (S. 189–296) widmet sich Ruprecht mit den drei Kappadokiern Basilius von Caesarea, Gregor von Nyssa und Gregor von Nazianz sowie Johannes Chrysostomus vier christlichen Autoren. Sie sieht alle vier als geeignete Vergleichsobjekte zu Libanius an, da sie aus Familien stammten, die zu den angesehensten provinziellen Eliten zählten, und sich

durch hohe rhetorische Fähigkeiten auszeichneten. Darüber hinaus seien sie exemplarisch für alternative Karrierewege in der kirchlichen Hierarchie und damit Beispiele für typische Konkurrenten von Sophisten in der Zeit des Libanius (S. 197).

Zunächst widmet sich Ruprecht dem Thema „Die Kappadokier und Johannes Chrysostomus als Vertreter der christlichen Eliten“ (S. 189–199). Wie im Falle des Libanius gibt die Autorin einen kurzen Überblick über die soziale Stellung der Kappadokier (S. 189–195) und des Chrysostomus (S. 195–197) und analysiert sodann kurz die Beziehungen der vier Personen zu anderen Akteuren (S. 197–199).

Dann geht sie auf *φιλία* und *ἀγάπη* bei den vier betrachteten Autoren ein (S. 199–235). Hinsichtlich der *φιλία* sieht sie „Kontinuitäten und christliche Umdeutungen“ des Begriffs (S. 202–214). So sei als Kontinuität zu beobachten, dass auch bei den christlichen Autoren die klassischen Verbindungen von Freundschaftsbeziehungen mit der Idee der *χάρις* gültig waren (S. 202–206). Zusammen mit christlichen Überzeugungsstrategien und Umdeutungen habe jedoch neben der zwischenmenschlichen Ebene auch ein Bezug auf Gott eine Rolle gespielt. Fortan sei immer auch das Verhältnis zu diesem thematisiert und mit Bedeutung aufgeladen worden (S. 207–211). Dazu war die Anwendung der *φιλία* eng mit der eigenen Autorität als Geistlichem verbunden. Zuletzt blickt Ruprecht noch auf „Konstituierende Elemente“ (S. 211–214) und arbeitet heraus, dass das Konzept der Freundschaft auch bei christlichen Autoren Bestand hatte und zur Interaktion mit anderen Elitenangehörigen diene.

Einen grundlegenden Unterschied macht sie dagegen im folgenden Kapitel „*Agape*: Eine alternative Strategie sozialer Inklusion“ (S. 214–236) aus. Nur Basilius von Caesarea unterscheide in seinen Briefen strikt zwischen *φιλία* und *ἀγάπη*, während bei den übrigen drei Autoren das klassische Konzept der Freundschaft zu finden sei, beide Begriffe seien parallel angewandt und teilweise gleichgesetzt worden (S. 233).

Anschließend analysiert Ruprecht wie auch bei Libanius die „Kommunikation unter Anwesenden“ (S. 236–270) und die „Kommunikation unter Abwesenden“ (S. 270–296). Hinsichtlich der ersten Form der Kommunikation arbeitet Ruprecht anhand des *Paidagogós* des Clemens von Alexandria das Spannungsverhältnis zwischen statusbetonenden sozialen Praktiken und christlicher Bescheidenheit heraus, merkt gleichwohl aber zu Recht an, dass

solche normativen Texte wie die des Clemens nicht Rückschlüsse auf das tatsächliche Verhalten der Zeitgenossen zulassen (S. 236–240).

Daraufhin befasst sie sich mit dem Gastmahl als einer konkreten Form sozialer Interaktion (S. 241–249). Am Beispiel des Chrysostomus arbeitet Ruprecht die bestehenden Spannungen zwischen den verschiedenen sozialen Erwartungen überzeugend heraus. Auf der Eichensynode sei Chrysostomus für sein Verhalten in vielerlei Hinsicht kritisiert worden, und zwar insbesondere, dass er sich nicht an den typischen Normen für einen Bischof orientiert habe, da er es vorgezogen habe, allein zu speisen (S. 241). Dies habe es seinen Gegnern ermöglicht, ihm sowohl Völlerei als auch mangelnde Gastfreundschaft vorzuwerfen, da er sich der sozialen Kontrolle entzogen habe (S. 241–242). Dass diese Vorhaltungen eine veritable Schwächung von Chrysostomus' Position darstellten, zeigt die ausführliche Replik des Palladius in seiner Vita des Johannes. Dieser habe Ruprecht zufolge argumentiert, dass die Teilnahme an aristokratischen Banketten den Bischof von seinen eigentlichen Aufgaben abgelenkt hätte (S. 242–245). Kritik an Gastmählern sei mit Hieronymus im lateinischen Westen auch von anderen Autoren erhoben worden. Greifbar sei in diesen Ausführungen die Widersprüchlichkeit hinsichtlich der sozialen Erwartungen an den Bischof. Einerseits solle er als Patron seiner Gemeinde agieren, andererseits sich nicht beeinflussen lassen (S. 245). Ruprecht resümiert, dass Johannes Chrysostomus während seines Episkopats letztlich auch dadurch gescheitert sei, dass er gegenüber einflussreichen Akteuren und seinem eigenen Klerus zu viel Distanz signalisiert und gelebt habe. Er habe damit das Dilemma zwischen christlicher Lebensweise und notwendiger sozialer Interaktion nicht in Einklang zu bringen vermocht (S. 249).

Ruprecht widmet sich im folgenden Kapitel der „Performanz von Nähe und Distanz“ (S. 249–270) und wirft hier einen Blick auf vier verschiedene Interaktionsformen. Den Auftakt macht die „Begrüßung“, deren Unterlassen oder nicht standesgemäße Durchführung (etwa durch ausbleibendes Aufstehen eines Rangniederen gegenüber einem Ranghöheren) einen Affront darstellte und die eine Botschaft hinsichtlich des bestehenden Verhältnisses zwischen den Beteiligten enthalte (253–255). Eine besondere Bedeutung innerhalb der Interaktion nahm dabei „Der Kuss“ (S. 255–261) ein. Zwischen paganen und christlichen Konventionen bestanden erhebliche Unterschiede. Während pagane Personen Küsse zur Verehrung von Götterstatuen oder wichtigen Patronen vollzogen, setzten Christen bereits auf gesellschaftlich

niedrigeren Ebenen damit an. Eine Ehrerbietung an statusniedrigere Personen, die bei Christen häufig vorkommen konnte, war für Pagane dagegen undenkbar. Dazu kam der Umstand, dass bei Christen sogar über Geschlechtergrenzen hinweg Küsse ausgetauscht wurden (S. 256). Des Weiteren wendet sich Ruprecht der „Gastfreundschaft“ (S. 261–265) zu. Sie arbeitet heraus, dass die Gastfreundschaft als eine zentrale christliche Tugend angesehen wurde, da sie eng mit der Nächstenliebe verbunden war (S. 261). Welchen Personen man Gastfreundschaft gewährte oder verweigerte, sei konstitutiv für die zwischen diesen Menschen bestehende Beziehung gewesen. Wer bestimmte Personen bei sich unterbrachte, schuf eine nicht nur räumliche Nähe zu diesen (S. 262–263). Diese Nähe war jedoch nicht absolut, sondern konnte in verschiedenen Graden ausgeprägt sein. So war es möglich, einem Gast ein besonders gutes oder ein weniger gutes Zimmer zu geben (S. 263). Auch konnte innerhalb des Hauses das Untergeschoss als für viele und das Obergeschoss als nur für wenige Personen zugänglicher Bereich fungieren und der Gast so seiner Bedeutung entsprechend eingestuft werden (S. 264). Schließlich betrachtet Ruprecht mit dem „Baden“ (S. 265–268) eine vierte Interaktionsform. Die gemeinsame Teilnahme an einem Bad diente als sozialer Inklusionsmechanismus, der Verzicht darauf im Umkehrschluss als Zeichen der Abbeziehungswise Ausgrenzung. Daneben wurde im Christentum im vierten Jahrhundert auch die Statthaftigkeit des Bades, besonders im Hinblick auf das gemeinsame Bad unterschiedlicher Geschlechter, thematisiert. Die Erkenntnisse hinsichtlich der vier in den Blick genommenen Interaktionsformen fasst Ruprecht im Anschluss kurz zusammen (S. 268–270).

Im folgenden Kapitel geht Ruprecht dann auf „Kommunikation mit Abwesenden“ (S. 270–296) ein. Dabei wendet sie sich zunächst der „Sichtbarkeit und Inszenierung brieflicher Beziehungen“ (S. 273–281) zu. Auch christliche Akteure, darunter vor allem Elitenangehörige wie Bischöfe, nutzten ausgiebig den Brief als Kommunikationsmedium. Wie Ruprecht zutreffend feststellt, zeigten Briefwechsel die Zugehörigkeit zu Netzwerken an (S. 273). Das Eintreffen von Boten sei oft beobachtet worden, und so habe bereits das Empfangen von Briefen das Bestehen einer Verbindung zwischen den korrespondierenden Personen angezeigt. Publik gemacht werden konnte die Verbindung zusätzlich durch Verlesen des Briefs oder dessen Publikation (S. 274). Interessant wäre es gewesen, im Zuge dieser Ausführungen auch

die vielleicht bewusst erfolgte Verschleierung von Korrespondenz(netzwerk)en ins Auge zu fassen.

Inwieweit Korrespondenzen zur Einbeziehung oder aber zur Ausgrenzung von Personen genutzt werden konnten, beleuchtet Ruprecht im Folgekapitel „Der Brief als Medium der In- und Exklusion“ (S. 281–296). Anhand des Beispiels des Chrysostomus (S. 281–283) arbeitet sie überzeugend heraus, wie die Beendigung eines Briefwechsels, also der Abbruch der Kommunikation, als Mittel sozialer Exklusion gedient habe. Nachdem Chrysostomus durch den Hof öffentlich zur unerwünschten Person erklärt worden war, mussten seine Freunde den Kontakt zu ihm abbrechen, um nicht selbst in der Gunst des Kaisers zu sinken.

In einem kurzen Fazit (S. 297–305) fasst Ruprecht die Ergebnisse ihrer Untersuchung zusammen. Sie hält fest, dass das vierte Jahrhundert durch zahlreiche Veränderungen sowie daraus resultierende hohe soziale Mobilität gekennzeichnet gewesen sei. Im Ergebnis hätten sich überregionale Netzwerke herausgebildet (S. 297). Sie trifft dann drei zentrale Feststellungen hinsichtlich ihres Untersuchungsgegenstandes. *Φιλία* sei erstens die zentrale Beziehungsform zwischen den Eliten gewesen, mit deren Hilfe sie ihren eigenen Einflussbereich ausweiten konnten. Der Freundschaftsbegriff sei dabei flexibel gewesen, horizontale und vertikale Beziehungen konnten gleichsam beschrieben, individuelle Nähe und Distanz markiert werden (S. 298–299). Freundschaften bestanden laut Ruprecht zweitens aber nicht wie Verwandtschaften einfach von allein, sondern bedurften der stetigen Aktualisierung durch performatives Handeln (S. 299–303). Drittens sei die Konstituierung von Freundschaft im christlichen Kontext um das Kriterium der dogmatischen Übereinstimmung ergänzt worden. Christliche Akteure hätten außerdem Lösungsmöglichkeiten finden müssen, um das Ideal der christlichen Askese mit aristokratischen Gepflogenheiten wie Gastmählern zu vereinbaren (S. 303–305). Abschließend bündelt sie ihre Untersuchung in einem Satz: „Freundschaften hielten das Römische Reich zusammen“ (S. 305).

Die Studie von Ruprecht zeichnet sich durch ein exzellentes Lektorat aus, typographische Fehler lassen sich kaum ausmachen. Abgerundet wird der Band durch Quellen-, Personen- und Orts- sowie einen Sachindex.

Ruprecht hat insgesamt eine äußerst überzeugende Studie vorgelegt, die durch eine genaue Betrachtung ausgewählter spätantiker Autoren zu neuen Erkenntnissen gelangt. Die wenigen angeführten Kritikpunkte zeigen, dass

das Werk nur in einigen Details Widerspruch erfahren dürfte. Einzig in methodischer Hinsicht können Bedenken an der Vorgehensweise der Autorin geäußert werden. Diese ist vorwiegend induktiv, indem sie aus wenigen Autoren Fragestellungen und darauf basierende Antworten und Erkenntnisse extrahiert. Durch Bezeichnung der ausgewählten Autoren als repräsentativ für die größeren Gruppen der spätantiken Sophisten, Bischöfe und Geistlichen sowie insgesamt für die sozialen und politischen Eliten werden auf Basis ihrer Texte gewonnene Erkenntnisse verallgemeinert und auf die eben benannten Gruppen bezogen. Ruprecht schreibt in ihrer Einleitung ausdrücklich, dass sie mit den genannten Autoren das Konzept der Freundschaft im vierten Jahrhundert insgesamt näher erfassen und die Formen der Kommunikation unter Freunden rekonstruieren möchte (S. 14). Sie nimmt dabei keine explizite Abgrenzung zwischen Osten und Westen vor. Diese erfolgt erst einige Seiten später, wenn sie darauf hinweist, dass die betrachteten Autoren „eine repräsentative Erforschung von Freundschaft im Osten des Imperium Romanum“ (S. 19) ermöglichen. Auch im Fazit wird zu Beginn der Fokus auf den Osten betont (etwa auf S. 297–298). Am Schluss steht aber dann ein umfassendes Gesamturteil: „Der kaiserliche Hof und Verwaltungsapparat sowie die kirchlichen Gemeinden waren zur Rekrutierung von geeigneten Kandidaten und zur Durchsetzung überregionaler Interessen auf individuelle Freundschaftsverbindungen angewiesen – und zwar sowohl im hier untersuchten Osten wie im Westen des Imperium Romanum. Freundschaften hielten das Römische Reich zusammen.“ (S. 305) Insgesamt scheint mir in Ruprechts Studie die Abgrenzung des Untersuchungsgegenstands nicht immer explizit genug zu erfolgen, wodurch manchmal unklar ist, inwieweit ihre Erkenntnisse auf den Osten beschränkt bleiben (interessant wäre in dieser Hinsicht auch eine Antwort auf die Frage gewesen, wie viele der Briefe der Autoren eventuell in den Westen gingen). Daher drängt sich die Frage auf, ob ein Ausonius oder ein Sidonius Apollinaris *φιλία* genau so verstanden wie Libanius (dies gilt *mutatis mutandis* natürlich auch für die drei Kappadokier und Johannes Chrysostomus).² Eine Untersuchung dieser Frage würde aber sicherlich eine eigene Studie rechtfertigen. Auch die Unwucht des Quellenbestands im Vergleich zwischen Libanius und den

2 Sicherlich begrenzt Ruprecht ihre Studie mit der Auswahl der untersuchten Autoren bewusst auf den Osten, der Anspruch des Titels bezieht sich aber dezidiert auf die gesamte Spätantike, und dies scheint in räumlicher und zeitlicher Hinsicht gemeint zu sein.

christlichen Autoren sowie innerhalb dieser selbst mahnt zur Vorsicht. Ruprecht zufolge besitzen wir mehr als 1500 Briefe des Libanius und damit mehr als doppelt so viele wie von allen christlichen Autoren zusammen (S. 20). Hinzu kommt der Umstand, dass die betrachteten Autoren nur den Stand der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts unter Einschluss der Wende zum fünften Jahrhundert markieren. Es wäre spannend, danach zu fragen, wie sich die betrachteten Freundschaftskonzepte im fünften, sechsten und siebten Jahrhundert veränderten und inwieweit auch zwischen West und Ost Unterschiede sowie Gemeinsamkeiten festgemacht werden können. Um diese Überlegungen zu prüfen, bietet Ruprechts Werk aber einen exzellenten Ausgangspunkt. Ohne ihre Ausführungen wären die eben vorgebrachten Fragen auch gar nicht zu identifizieren gewesen. Ruprechts Buch sei damit jedem zur Lektüre empfohlen, der sich mit Freundschaft und sozialen Netzwerken in der Spätantike befasst.

Christian Michel, Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf
Professur für Alte Geschichte
Wissenschaftlicher Mitarbeiter
C.Michel@hhu.de

www.plekos.de

Empfohlene Zitierweise

Seraina Ruprecht: Rezension zu: Unter Freunden. Nähe und Distanz in sozialen Netzwerken der Spätantike. München: C. H. Beck 2021 (Vestigia 74). In: Plekos 27, 2025, S. 43–54 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-ruprecht.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND
